

Neuer Hochheimer Stadtmessenger

Amfliches Organ d. Stadt Hochheim



Erscheint: Dienstags, Donnerstags, Samstags (mit Illustr. Beilage) Druck u. Verlag, verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Dreisbach, Plörsheim, Telefon 69. Geschäftsstelle in Hochheim: Plörsheimerstr., Telefon 157

Anzeigenberechnung: die 46 mm breite Millimeterzeile 3,5 d Familienanzeigen. Vereinsanzeigen und kleine Einpalt-Anzeigen nach Preisliste Nr. 12, im Textteil 10 d. Nachschlagetabelle A. Der Bezugspreis beträgt 85 d ohne Trägerlohn

Nummer 116

Samstag, den 28. September 1935

12. Jahrgang

Rückblick

Politische Betrachtungen zum Zeitgeschehen.

Szene für Szene rollte sich in dieser Woche das abenteuerliche Drama vor unseren Augen weiter ab. Stehen wir schon vor dem letzten Akt? Eine Szene schien ihn bereits anzukündigen: In Abessinien wurde das Ernste fest gehalten, das das Ende der Regenzeit anzeigt, und auf dieses Ende wartete die Welt voll Spannung und Schrecken, wenn mehr als die Genset und alle anderen Verhandlungen war es die Regenzeit, die trügerische Aktionen in Ostafrika bisher verhindert hat. Die Kommentatoren der Genset Verhandlungen haben die Ereignisse der letzten Woche plastisch mit dem Zuschlagen einer Tür verglichen: „Die Tür ist geschlossen“ (Vorschläge des Fünferausschusses, unklare Haltung Italiens) — „die Tür ist zugeschlagen“ (Ablehnung der Vorschläge durch Italien) — „aber noch nicht vergeschlossen“ (Italienische Gegenvorschläge). Schon aber begann der Schlüssel zu knirschen, denn der Völkerbundsrat konnte die italienischen Gegenvorschläge, die Abessinien praktisch ganz unter die Kontrolle Italiens gestellt hätten, nicht annehmen. Dramatischer werden auch die Bühnenbilder: Mobilisierung in Abessinien, Verstärkung der italienischen und englischen Stützpunkte im Mittelmeer. Im übrigen trat man in Gens auf der Stelle, es sei denn, daß man die Bildung eines neuen Abessinien-Ausschusses als einen Fortschritt betrachtete.

In wenigen Tagen soll sich das Memelland seinem Landtag wählen. Die Signatarmächte sahen sich endlich zu „Besprechungen“ in Kowno genötigt; das Wahlergebnis und der Wahltag werden zeigen, wie dieser Schritt gewirkt hat. Inzwischen versucht man es mit Verdächtigungen gegen Deutschland. SA und SS stehe am Memelufer bereit, polsaunt man in die Welt, um unter dem Vorwand eines Zwischenfalls den Deutschen im Memelland zu Hilfe zu kommen usw. Deutschland braucht sich gegen diese böswilligen Verdächtigungen wohl kaum zu verteidigen. Interessant ist immerhin, daß die französische Presse den litauischen Unfug mit Begeisterung aufgenommen und noch überhand Ausschmückungen dazu erfunden hat. Allem Anschein nach braucht man in Paris eine Ablenkung, nachdem man sich in dem Abessinienkonflikt festgefahren und die Energie der französischen Außenpolitik in der Nachkriegszeit durch die zweideutige Haltung gegenüber England und Italien und durch die Befähigung der Existenz des Völkerbundes aufs Spiel gesetzt hat. Und wann hätte Frankreich einmal einen Bligableiter wo anders gesucht als bei Deutschland? Sehr weit wird man diesmal mit den litauischen Augen allerdings nicht kommen. Unzweifelhaft hat sich Venedig in eine sehr peinliche Lage hineinmanövriert, denn welches läßt darauf schließen, daß er Italien Zugeständnisse gemacht hat, die er jetzt angesichts der entschlossenen britischen Haltung nicht erfüllen kann.

In Fortsetzung der von Barthou übernommenen Einlenkungs politik gegen Deutschland kann Frankreichs Außenminister Laval einen neuen Erfolg verbuchen, den er bereits im Frühjahr beim Abschluß des Militärpakt zwischen Frankreich und Sowjetrußland in Moskau vorbereitete hat. Der Gens haben Litwinow und Titulescu einen litauischen Pakt vereinbart, der sich zwar in der verlogenen Sprache dieser Praktiken ganz anders nennt, aber nach allen vorangegangenen Verhandlungen und seinem Sinn nichts anderes als eben ein Militärpakt ist. Sein wichtigstes Glied bildet nämlich das Durchmarschrecht für das bolschewistische Rußland durch Rumänien. Mit diesem Pakt, der den südöstlichen Pfeiler im militärischen Einkreisungssystem Frankreichs darstellt, ist eine neue Bedrohung vor allem auch Polens gegeben, das eine ungefähr 200 Kilometer lange gemeinsame Grenze mit Rumänien hat. Polen würde sich infolge des bekannten militärischen Abkommens zwischen Moskau und Litauen bereits von drei Seiten umschmeichelt sehen. Das kann es keineswegs ruhig hinnehmen.

Die Tagung des sechsten Ausschusses des Völkerbundes in der Weltpresse wenig beachtet worden, und doch ist der trotz Abessinien und Italien nicht ganz uninteressant. Der Ausschuss befaßt sich nämlich mit einem Thema, unter dem von 1933 bis zum vorigen Jahr maßlos gegen Deutschland gehetzt wurde, nämlich mit der Flüchtlingsfrage. Das Ausland hat inzwischen mit den deutschen Flüchtlingen genug Erfahrungen gesammelt, um sich selbst ein Bild von den Elementen machen zu können, die Anfang 1933 Grund hatten, Deutschland zu verlassen und die Rolle der „verfolgten Märtyrer“ spielen konnten. Das Ausland, zu dem man in Gens kam, spricht für sich selbst. Die Elemente verschiedenster Art und Herkunft ist da die Rede, denen man allzu grobe Geltung verschafft habe, von denen, die durch die Flüchtlinge herbeigeführt worden sind usw. Und ganz besonders interessant ist, daß diese Flüchtlinge von einem Franzosen stammen, dem Sena-Bezenger, dessen Band 1933 den deutschen Emigranten als ganz ohne Absicht „all“ große Geltung“ verschafft und als Kronzeugen gegen den Nationalsozialismus und die Nationalsozialistische Revolution benutzt hat.

Morgen wählt Memel

Trotz Terror und Verfolgung: deutsch! „Eine Aufgabe für den Völkerbund“

NSR. Dieser Sonntag bringt eine Wahl, deren sonderbare Vorbereitung in der Debatte der europäischen Politik eine erhebliche Rolle gespielt hat, leitend der Führer mit seiner Nürnberger Erklärung diese peinlichen Vorgänge aufgedeckt und ihre Erörterung unumgänglich gemacht hat.

Wir wissen, wie es den Deutschen an der Memel zu Mute ist, wenn sie unter schärfstem Terror zur Wahlurne schreiten, in der Gewißheit, daß von vornherein das Wahlergebnis durch litauische Einbürgerungen verfälscht ist, und die Gefahr, wenn nicht Wahrscheinlichkeit einer litauischen Korrektur nach dem Wahlakt besteht.

Was die Deutschen an der Memel am Sonntag tun, ist nichts anderes als der energische Versuch, durch eine Demonstration den Protest gegen die Unterdrückung der Welt zur Kenntnis zu geben, in der Hoffnung, daß dadurch vielleicht die lethargie der Signatarmächte ein Ende findet, besonders dann, wenn aus dem Wahlergebnis hervorgeht, daß etwa auch andere als die abgegebenen Stimmen gezählt wurden.

Der einzige Trost der gepeinigten Memeldeutschen ist es, daß mit dem Anwachsen des litauischen Terrors auch der politische Wert jeder einzelnen für die deutsche Liste abgegebenen Stimme gesteigert wird.

Man wird in der Welt die Memelwahl richtig einzuschätzen wissen, denn die Rechtsverletzungen Litauens bei dieser Wahl müßten — trotz all der krampfhaften Versuche, für Litauen Stellung zu nehmen und das Memeldeutschtum zu ignorieren — doch bei allen Erörterungen als bestehende Tatsache wohl oder übel auch von sehr subjektiven Beobachtern anerkannt werden.

Wenn daher das Memelland am Sonntag wählt, dann darf es hoffen, daß diese Wahl gerade wegen der Umstände, unter denen sie zustandekommt, in der Welt besonders beachtet wird. Beachtet freilich vor allem als Ergebnis der litauischen Willkür in einem Lande, dessen freie Meinungsäußerung der Garantie von drei europäischen Großmächten untersteht.

Ein dringender Appell

Ein einsichtsvoller französischer Senator.

Der französische Senator Lemery schreibt in der „Tribune des Nations“ über das Memelproblem, es sei bedauerlich, daß der Völkerbund durch den italienisch-abessinischen Streikfall so sehr in Anspruch genommen sei, daß er der Memelfrage nicht die notwendige Aufmerksamkeit widmen könne. Hier hätte der Völkerbund einmal Gelegenheit, eine Probe seiner Nützlichkeit abzulegen.

Lemery gibt zu, daß die französische öffentliche Meinung, ja sogar die Weltmeinung das Memelproblem sehr schlecht kenne. Man sehe dieses Problem nur unter dem rechtlichen Gesichtswinkel an, also biete sich hier eine ausgezeichnete Gelegenheit, diesen Fall in voller Objektivität zu behandeln und so die schweren Verwundungen zu vermeiden, die notwendigerweise daraus folgen müßten, wenn man das Memelproblem weiterhin vernachlässigen würde.

Gegen das Borgunwesen!

Ein berechtigter und notwendiger Feldzug des Reichsstandes des deutschen Handwerks.

Berlin, 26. September.

Reichshandwerksmeister Schmidt erläuterte vor Pressevertretern den Feldzug, den der Reichsstand des Deutschen Handwerks gegen das Borgunwesen und für die pünktliche Bezahlung der Handwerkerrechnungen aufgenommen hat und führte dabei u. a. folgende Gedankengänge aus:

Die Schuldnermoral ist ein Gebiet, auf dem sich die Erneuerung des deutschen Volkes noch nicht genügend ausgewirkt hat. Besonders leidet unter dem Borgunwesen und der schlechten Bezahlung der Rechnungen der Handwerker. Dies sind keine Beispiele ungenügender Kaufkraft, sondern Beispiele für ungenügenden Zahlungswillen, Beispiele für Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit.

Eine einzige Dachdeckerinnung hatte z. B. Anfang 1935 rund eine Million Außenstände; auf jeden der 650 Betriebe kamen durchschnittlich über 1500 Mark. Ein Drittel der Schmiede eines Bezirks, nämlich 564, haben 750 000 Mark Außenstände, die nicht in Entschuldungsverfahren fallen. Handwerksmeister mit mehr als 10 000 Mark Außenständen sind keine Seltenheit. Es liegt in den meisten Handwerksberufen soviel Kapital fest, daß die Betriebe ihre Bewegungsfreiheit verlieren oder schon verloren haben.

Ein großer Teil des Handwerks ist durch Inflation und Wirtschaftskrise ausgeblutet, und da glauben viele Kunden noch, gerade der Handwerker wäre der rechte Mann zum

Durch einen Gesetzentwurf vom 13. Mai 1935 habe sich Litauen das Recht genommen, die Bestimmungen des Statuts selbständig auszulegen. Sein Ziel sei gewesen, das Memelgebiet seinen anderen Provinzen anzugleichen und sich somit die vollständige Oberhoheit auch über dieses Gebiet zu sichern. Lemery betont weiter,

daß die Mehrheit der Bevölkerung deutsch sei und daß die Garantemächte diese Tatsache nicht übergehen könnten.

Das augenblickliche Direktorium habe gegen alle Beschlüsse des Landtags Einspruch erhoben und somit die gesetzgebende Arbeit völlig lahmgelegt und den Landtag beschlußunfähig gemacht.

Unter Bezugnahme auf die bevorstehenden Wahlen schreibt Lemery weiter, die litauische Regierung habe in der Zwischenzeit das Wahlgesetz geändert:

Das Wahlrecht sei den „nichtlokalen Bürgern“ entzogen worden, eine Begriffsbestimmung, die allen Mißbräuchen Tür und Tor öffne. Aus diesem Grund habe Deutschland protestiert und die Garantemächte aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, daß das Memelstatut beachtet würde.

Die Antwort des litauischen Vertreters in Gens auf die deutschen Vorstellungen sei allerdings völlig ausweichend gewesen.

Am Schluß seiner Ausführungen fragt Lemery, ob denn der Völkerbund nicht diese Umstände sehe, „die geeignet seien, den Frieden zu stören“, wie es in Artikel 11 der Völkerbundsatzung heißt, und weiter, wodurch der Völkerbund denn die nötige Achtung vor seiner Autorität durchsetzen wolle, wenn er zulasse, daß Litauen offensichtlich die Bestimmungen des internationalen Statuts verletzen dürfe?

Hier habe der Völkerbund eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, den Frieden in Osturopa zu sichern, und es wäre ein gutes Beispiel, das man Deutschland von dem kollektiven System geben könne.

Das litauische Wüten

Die litauischen Parteien sind anscheinend bestrebt, ihre Niederlagen, die sie in den von ihnen einberufenen Wahlversammlungen erleben, durch rücksichtslose Maßnahmen wettzumachen. Aus dem ganzen Gebiet kommen Meldungen von Übergriffen gegen deutschgesinnte Memelländer.

Aus dem Ort Bliken wird gemeldet, daß dort bei einer Wahlversammlung die litauische Polizei eine Anzahl von unschuldig verhafteten Memelländern mit dem Summknüttel bearbeitet und mit einem Auto in das Zuchthaus Bajorien geschleppt hat. Ein Arbeiter wurde blutig geschlagen und mit Füßen getreten. Mehrfach benahmen sich die litauischen Grenzpolizisten in dem Ort Grafsen. Dort erschien ein litauischer Polizeibeamter bei einer Familie Köhler und verprügelte die Tochter, schlug sie zu Boden und brachte ihr blutige Verletzungen bei. Frau Köhler wurde von einem anderen Polizeibeamten mit Erschießen bedroht. Weiter kommen Meldungen von zahlreichen Verhaftungen aus Wahlversammlungen heraus. Den Memelländern wird die Verteilung von Flugblättern verboten.

Kreditgeben. Die nationalsozialistische Reichsregierung und der Reichsstand geben sich alle Mühe, dem Handwerk Aufträge zu verschaffen.

Gerade vor Weihnachten wollen wir Geschenke aus Handwerksarbeit fördern: Aber was nützen alle Aufträge, wenn der Handwerker nicht die Betriebsmittel frei hat, um Werkstoffe einzukaufen und Löhne zu zahlen!

Der Reichsstand des Deutschen Handwerks hat sich daher zu einem Feldzug gegen das Borgunwesen entschlossen. Wir haben die Betriebsführer im ganzen Handwerk aufgefordert, in den nächsten Tagen für alle fälligen Beträge oder Rechnungen Mahnungen zu versenden: auf notleidende Volksgenossen, besonders Familienväter, sollen die Handwerker besonders Rücksicht nehmen.

Der Sinn unseres Vorhabens läßt sich kurz so zusammenfassen:

1. Wer jetzt seine Handwerkerrechnungen bezahlt, der dient damit der Arbeitsbeschaffung vor Weihnachten.
2. Wer das geschuldete Geld der produzierenden Wirtschaft vorenthält, der hemmt die Wirtschaftsbelebung, widersteht sich den Bemühungen, die Preise niedrig zu halten und leidet das Geld in falsche Hände.
3. Bäcker und Fleischer brauchen auch deshalb Barzahlung, weil sie nach den Bestimmungen des Reichsstands des Deutschen Handwerks ihre wichtigsten Bezüge selbst bar bezahlen müssen.
4. Nach Beendigung dieser Einziehungsaktion soll das Handwerk gemeinsam mit seinen Kunden dem Borgunwesen ein Ende machen.

5. Wir alle müssen uns auf eine gesunde Zahlungsmoral umstellen, wie sie des erneuerten deutschen Volkes würdig ist.

Wer seine Zahlungspflichten gegen die Handwerker erfüllt, der hilft mit zum Wiederaufstieg des Handwerks.

Der Führer war da!

Unerwartende Besichtigung der Reichsautobahn Heidelberg — Mannheim — Frankfurt.

Frankfurt a. M., 27. September.

Der Führer besichtigte am Donnerstag in Begleitung des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, die soeben fertiggestellte Reichsautobahnstrecke Heidelberg — Mannheim — Frankfurt a. M. Obwohl der Führer unerwartet eintraf, wurde ihm überall von der Bevölkerung ein jubelnder Empfang bereitet.

In den großen Städten, die er auf dieser Durchfahrt berührte, verbreitete sich die Kunde von seiner Anwesenheit mit Windeseile. Häufig mußte seine Wagenkolonne ein dichtes Spalier von Tausenden von Volksgenossen passieren, die niemand gerufen hatte, die nur auf ein Wort zusammengekömmt waren: Der Führer ist da!

Der Führer besuchte Augsburg.

Augsburg, 26. Sept. Der Führer und Reichskanzler traf auf der Durchreise in Begleitung des Reichspresschefs Dr. Dietrich und seines Adjutanten, Obergruppenführers Brüdner, unerwartet in Augsburg ein. Unter Führung des Intendanten Pabst besichtigte er das Augsburger Stadttheater und anschließend im Goldenen Saal des Rathauses die Pläne der neuen Stadthalle. Während des Aufenthaltes des Führers im Goldenen Saal hatte sich vor dem Rathaus eine vieltausendköpfige Menschenmenge angesammelt, die ihrer Freude über den Besuch des Führers in begeisterten Kundgebungen Ausdruck gab.

Der Ratsausschuß an den Regus

Die Frage der Entsendung von Beobachtern.

Genf, 28. September.

Das im Namen des Ratsausschusses an den Kaiser von Abessinien gefandte Antworttelegramm lautet folgendermaßen:

Der Ratsausschuß hat von dem Beschluß Ihrer Majestät Kenntnis genommen, die abessinischen Truppen 30 Kilometer hinter die Grenze zurückzuziehen. Er würdigt den Geist, dem diese Entscheidung entspringen ist. Der Ausschuß, der dem Gesuch um Entsendung von unparteiischen Beobachtern die größte Aufmerksamkeit widmet, prüft augenblicklich, ob die tatsächlichen Umstände Beobachtern die Erfüllung ihrer Aufgaben gestatten würden.

Man mißt gegenwärtig dieser Angelegenheit keine besondere Bedeutung bei, da diese neutralen Beobachter, wenn man den Ausbruch der Feindseligkeiten als bevorstehend betrachtet, wahrscheinlich zu spät eintreffen würden und auf alle Fälle bei der Ausdehnung des Landes und der Ungewißheit über den Ort des ersten Zusammenstoßes unverhältnismäßig große technische Schwierigkeiten zu überwinden hätten.

„Italien ist nicht der Angreifer“

Eine Unterredung mit Mussolini.

Paris, 27. September.

Das „Petit Journal“ beginnt eine Artikelreihe ihres nach Rom entsandten Sonderberichterstatters, der auch von Mussolini empfangen wurde. Im Laufe der Unterredung, so schreibt der Berichterstatter, habe der Duce immer wieder darauf hingewiesen, daß er alles genau überlegt, ausgerechnet und abgemessen habe. Er stehe auf dem Boden der Wirklichkeiten und ziehe die Distanz vor, weil er glaube, daß dies schließlich doch die beste Politik sei.

Auf die italienisch-abessinische Spannung im einzelnen eingehend, lehnte es Mussolini ab, Italien als

den Angreifer bezeichnet zu sehen. Man brauche nur die militärischen Vorbereitungen des Regus zu verfolgen, um festzustellen, auf welcher Seite der Angriffsgedanke herrsche.

Andererseits gab der Duce zu, daß er für die 44-Millionen-Bevölkerung seines Landes ein Ausdehnungsgebiet brauche. 200 000 Söhne Italiens hätten um die Ehre gebeten, nach Eritrea zu gehen, um dort zu dienen und wenn nötig zu sterben. Wer könne sie zurückführen, ohne die Früchte geerntet zu haben, die man ihrer Tapferkeit und ihrem Opfergeist schuldig sei?

„Italien hat jetzt anderes zu tun“

Das Mittagsblatt des halbamtlichen „Giornale d'Italia“ bringt eine ebenso schwere, wie ironische Stellungnahme zu den gegenwärtigen Genfer Verhandlungen, in der es mit dem „Unsinn Genfer Methoden“ Abrechnung hält.

Italien habe jetzt anderes zu tun, als sich um „Genfer Projekturen“ aufzuregen. Während in Genf ein milder Herbst herrsche, werde in Abessinien feierlich das Fest des Endes der Regenzeit gefeiert. Es sei daher etwas anderes für Italien zu tun.

Vielleicht werde der Tag nicht mehr fern sein, an dem die Gespräche am Genfer See durch den Lärm der Kanonen gestört würden. Die Genfer Herrschaften würden dann merken, daß Italien angefangen habe, seine alten und neuen Konten zu regeln.

Italien wisse, daß seit 40 Jahren die 500 Toten von Dogali und die 5000 von Abba Garima ungerächt und unbegraben ruhten.

Erntedankfest in Abessinien

Große Parade vor dem Regus.

Addis Abeba, 27. September.

Das große Erntedankfest begann am Freitag mit einem Gottesdienst, an dem auch der Kaiser teilnahm. Tausende von Abessiniern durchzogen mit blumengeschmückten Bewehrten und Fahnen unter Bittgebeten für den Frieden in Festtracht die Straßen der Hauptstadt.

Vor der Georgs-Kathedrale nahm der Kaiser am Freitagsmorgen feierlich die Parade der 8000 Mann Kaisergarde mit den neugeschaffenen Sanitäts- und Transportautofahrern ab. Das gesamte diplomatische Korps war erschienen. Unerwartet trat aber, obwohl die Regenzeit schon vier Tage vorbei ist, ein heftiges Hagelwetter auf, so daß die Festlichkeiten auf eineinhalb Stunden unterbrochen werden mußten. Obwohl sich die Straßen in der Zeit in Flüsse verwandelt hatten, nahm der Kaiser in Generaluniform die Parade und den Vorbeimarsch der Bevölkerung ab. Die Festlichkeiten werden fortgesetzt.

„U-Boots-Flottille Weddigen“ in Dienst

Ansprache des Flottillenchefs.

Kiel, 28. September.

Am Freitag wurde mit der Flaggenparade die U-Boots-Flottille „Weddigen“, bestehend aus den Booten U 7 bis U 12, mit einer kurzen militärischen Veranstaltung unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Dönitz an der U-Boots-Brücke in Kiel-Wik in Dienst gestellt. Der Flottillenchef, Fregattenkapitän Dönitz, hielt bei der Indienststellung eine kurze Ansprache, in der er u. a. erklärte:

Wir Männer von der U-Boots-Flottille Weddigen haben das Vermächtnis zu wahren des heldenhaften Mannes, der bahnbrechend — ein Führer der neuen Waffe — durch Kühnheit und Können dem Gegner die ersten schweren Wunden schlug. Auch er ist mit seiner tapferen Befahrung als Soldat und Held vor dem Feind gefallen. So wollen wir in dieser Stunde auch heißen Herzens geloben, daß wir uns dieses hohen Vermächtnisses würdig erweisen wollen. Bereit wollen wir sein, alles für unser Volk, unsere Nation, unseren Führer zu geben.

Nach einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer und Obersten Befehlshaber wurde der Flottillenstand auf U 9 gelebt.

des Epitafs, das Mädchen erwachte, hob sich aus den Kissen und schlang die Arme gierig um meinen Hals. So viel Glück mußte mich erschüttern. Denn das Mädchen küßte mich, und ich hatte doch heute den unraffiniertesten Tag meines Lebens. Ich schämte mich meiner Stoppeln so gründlich, daß ich erwachte.

Da stotterte der Regen immer noch auf das Blechdach der Bude. Muffel, die mich frieren machte, als hätte ich Ameisen im Rücken. Und als ich mich auf die Pergelste drehen wollte, tatschten meine Hände in die Nässe. Das Wasser war durchgeflossen, meine Puhwolle schwamm, die leeren Säde hatten sich voll gelogen. Also mußte ich aufstehen, und wo meine Füße waketten, spürten sie nur Schlamm und blöge Schmiere. Ich tastete mich zur Tür, warf den Riegel zurück. Ichob das freilebende Blech eine Handbreit zur Seite: Im Ofen grünte die Dämmerung, die Wollen wanderten noch in Gloden, der Regen war beschöner geworden, vielleicht würde er sich vor der Sonne vertreiben, damit ich meine Kleider trocknen konnte. Oder sollte ich wie aus dem Aben getunkt vor dem General antreten? Mit der Pecke im Gesicht? Ich durfte nur so kommen, wie mich das Schicksal zurechtgeführt hatte. Sottig, lumpig, verwüstet. Wie Deutschland. Mein Anzug war viel zu kurz und zu eng. Ein Gleichnis.

Alzu früh konnte ich mich nicht in die Straßen wagen, auch in Mainz gab es ein Nachtverbot. Ich mußte schon auf einen Ahrenscklag warten, um die genaue Stunde zu wissen. Der Soldat Manes Himmerod lag wieder im Schützengraben, er durfte nicht eher stürmen, bis das Trommelfeuer ruhiger war. Bald hörte ich eine Glode, die dreimal schlug; aber drei Uhr konnte es nicht sein bei aufgehender Sonne. Es fehlten noch fünfzehn Minuten bis zur vollen Stunde. Diese kam, fünfmal glodte die Kirche. Der Himmel hellte sich auf, der Morgen rötete, der Regen verschwand. Ein junger Tag streckte mit die Hände entgegen, ich hob die kühle Luft in meine Lungen. Noch sechzig Minuten, dann durfte ich mein schmütziges Versteck verlassen. Diese sechzig Minuten lebten jäh aneinander, aber ein Soldat hatte das Warten gelernt wie kein anderer. Hätte ich nur eine halbe Zigarette gehabt, hätte ich mich wenigstens auf eine Kiste oder Dellekonne setzen können: Drüben patrouillierten französische Posten, sie würden mir vor 6 Uhr keine Sekunde schenken!

Doch nahm mir ein freundliches Schauspiel die Langeweile: Die Einsamkeit der Stunde lockte zwei Ratten aus ihrem Kloakenkeller. Das Pärchen tat, was alle Pärchen im Sommer

Schnellfeuer im Gerichtssaal

Drei Schwereverletzte. — Selbstmord des Angeklagten.

Wien, 28. Sept. Eine Schreckenszene, wie sie sich bisher in Oesterreich noch nicht ereignet hat, trug sich am Freitag während einer Verhandlung vor dem Grazer Landesgericht für Strafsachen zu. Angeklagt war wegen Grabschändung und gefährlicher Drohung ein gewisser Franz Geißeder.

Plötzlich zog er eine neunschüssige Armeepistole und eröffnete auf das Gericht und die Zeugen ein förmliches Schnellfeuer. Der Richter, der hinter dem Gerichtstisch Deckung genommen hatte, wurde von einer Kugel durch einen lebensgefährlich verfehlt. Die letzte Kugel der Pistole jagte sich der Angeklagte selbst in den Kopf; er starb kurz nach seiner Entlassung ins Krankenhaus.

Geißeder war früher im Grazer Landeskrankenhaus beschäftigt. Aus Rache wegen seiner Entlassung hatte er das Grab des Sohnes des Betriebsdirektors Pfeifer geschändet.

Grubenexplosion in Jugoslawien

12 Tote, 26 Verletzte.

Belgrad, 28. September.

Im Steinkohlenbergwerk Rtanj in Serbien ereignete sich Freitag eine Metan-Gasexplosion. Zwölf Arbeiter wurden getötet und 26 verletzt. Vom Bergwerksministerium wurde eine Kommission zur genauen Feststellung der Ursachen des Unglücks an Ort und Stelle entsandt.

Torpedobootszerstörer vom Taisun erfasst

Tokio, 27. Sept. Nach einer Meldung sind vier japanische Torpedobootszerstörer erster Klasse von je 1700 Tonnen bei Uebungen an der südjapanischen Küste in den dort herrschenden Taifun geraten und schwer beschädigt worden. Die Zerstörer „Hatsuguti“ und „Yugiri“ sind an Bord in der schweren See zusammengeknallt. 51 Mann der Besatzungen werden vermisst.

Gefängnis für die beiden Ordensschwwestern

Das Urteil im neuen Devisenprozeß.

Berlin, 28. September.

In dem Devisenstraßverfahren gegen die beiden Schwestern des Frauenordens „Vom heiligen Herzen Jesu“ am Mittwoch i. B. fällt das Berliner Schöffengericht folgendes Urteil:

Die Angeklagte Generaloberin Elisabeth Schulte-Werthum erhält ein Jahr Gefängnis und 30 000 Mark Geldstrafe und die Mitangeklagte Generalprokuratorin Theresia Dreier sieben Monate Gefängnis und 10 000 Mark Geldstrafe. Die Untersuchungshaft wird in voller Höhe angerechnet und der Haftbefehl gegen die Angeklagte Dreier aufgehoben. Außerdem werden 15 000 Mark eingezogen. Der Orden haftet für die Geldstrafen und Kosten.

Der Frauenschreck der Oberpfalz

Zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Weiden (Oberpfalz), 26. Sept. Vor dem Schwurgericht hatte sich der erst 23jährige Georg Krauß aus Thannhausen verantworten. Nach der Anklageschrift hat der Angeklagte am 24. Dezember 1934 abends die Frau Heining an der Wegkreuzung Schwarzenbach-Weiden und Schwarzenbach-Parkstein überfallen und vergewaltigt. Dabei wurde er die Frau, so daß in kurzer Zeit bei ihr der Tod eintrat. Ferner hatte er am 7. Oktober ein Raubverbrechen an einem Mädchen aus Parkstein, am 18. November einen Raubüberfall auf eine Dienstmagd aus Hahnbach und einen Raubüberfall auf ein Mädchen aus Hammerles verübt.

Das Gericht verurteilte Krauß zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und dauerndem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, da es trotz der vom Staatsanwalt beantragten Todesstrafe lediglich ein schweres Verbrechen der Raubüberfälle annahm. Ferner ordnete es die Entmännung an, da es sich um einen gemeingefährlichen Sittlichkeitsverbrecher handelte.

Der Jüngling im Feuerofen.

Roman von Heinz Stegmann.

Copyright 1932 by Albert Langen, München.

Printed in Germany.

33. Fortsetzung

Als ich so meine Stunden verträdelte, fand ich auch ein Quartier für die Nacht: Der leere Gepäckschuppen einer Dampf-Schiffahrtsgesellschaft war offen geblieben. Ich schob die querschießende Wellblechtür zur Seite, spähte ins Dunkel und unter suchte den Raum. Hier würde ich gut schlafen, es war ja Sommer, ich konnte nicht frieren. Freilich fegte ein Windstoß vom Wasser her über die Promenade, Säulen von Staub und Papiersephen wirbelten zur Höhe, — ein Gewitter meldete sich an. Ueber dem Raingang stand eine schwarze Wolkendecke, im Süden knurrte Donner, ein Glid, daß ich ein Dach gefunden hatte.

Bald bligte es, setzte Tropfen fielen, zuerst einzeln, dann dicht, endlich aus vollen Schleusen. Der Donner schlug mit Häufen um sich, Blitze zerfetzten den Himmel, durch die Gassen der Uferstraße schoß eine schaumige Lauge. Die Kanäle sahen den Ansturm des Wassers nicht mehr, überall bildeten sich Pfützen. Aus den Pfützen wurden Tümpel, aus den Tümpeln Teiche. Dort tanzten Blasen, hier dampften die Pfastersteine, und immer wieder paukte der Donner mit trachenden Schlägen. Das Ufer war leergeräumt, in den Haustüren warteten die übertrauchten Menschen, Deutsche und Franzosen in triefender Robbarchaft.

Ich sah mir das Schauspiel eine Weile an, dann schob ich die Wellblechtür von innen zu, warf den Riegel vor und streckte mich auf ein Lager von Puhwolle und leeren Säden. Bequem war diese Bettstatt nicht, aber wann hatte ich in den letzten Jahren eine Matratze spüren dürfen? Zwar bei Witwe Himmelreich in Efferen, zwar in den Logaretten von Brühl und Deutz, und selbst dort war mein Quartiergeh nicht billig gewesen. Ob Leutnant Quambusch wieder heil bei Mattern war? Ob Maria jetzt ihr Kind hatte? Ob sie es in sicherer Obhut wiegen durfte? Vielleicht bildete ich mir damals nur ein, dem Mädchen einen menschlichen Dienst getan zu haben?

Die Gedanken an Maria nahm ich in den Schlaf hinüber, und sie wurden ein inniger Traum: Ich stand wieder am Bett

tun. Das war ein possierliches Pfeiffkonzert, obwohl sich tanzenden Kreaturen nicht weit vom Kanaloch der Promenade zu entfernen wagten. Welche Ordnung des Schöpfers, daß auch solch ekelhaftes Geschmeiß von der Liebe wußte. So gingen mir die sechzig Minuten schon schneller, da die Augen etwas zu verzeihen hatten. Schlag 6 Uhr stellten sich die neuen Bestien auf die Hinterpfoten, glockten mich an, schlüpfen wie Eidechsen in den Kanal zurück und blieben verschwunden.

Jetzt war die Reihe an mir. Ich fühlte achtern nach, Hofentasse, wo das papierene Vermögen lag. Ich zog es hervor, zählte noch einmal die Scheine nach: Fünf Tausend! Sie fühlten sich ichkeimig an von dem Regenwasser, das im Lager überflutet hatte.

Sechs Uhr zwei Minuten! Strahlende Morgenbelle, ich zählte bis hundert, riß den Türspalt auseinander, ging auf die Straße, spürte meine Knochen. Das Rheuma rumorte in dem Gelenk, die Blechbude war eine Hölle kammer geworden. Zwei Stunden strolchte ich umher, dann betagerte ich mich der Palais des hohen Kommandeurs und bekam einen Scheitens Einfall: Ich wedelte den Briefumschlag in der Hand, ging zu den Posten, zeigte ihnen den Aufdruck mit der Krone des Generals. Mißtrauische Blicke, schnüffelnde Nasen, aber ich drohte mit Meldung. Da durfte ich passieren, aber ich ging nicht ins Bestbüro, ich suchte vielmehr Dedung unter einem Busch des Vorgartens und wartete pochenden Herzes. Was da mit Bastenmützen und Stahlhelmen vorüber lief, stierte mich mit Argwohn, während ich mir die Grimaße harmlosen Gaffers zu eigen machte. Mein Ziel beiläufig stärkendes Gefühl, ein Stück Achse zu sein. Was konnte mich Schlimmes begegnen? Meines Kopfes war ich sicher, das Schlimme war sonst noch an Verantwortung meine Schultern brühte. Ließ ich schon tragen, mein Körper war doch noch ein

Um 8 Uhr wiederholte sich das Lamento der Trompeten und Trompeten. Kommandos, prasselnde Präsentiergriffe, die bremste die märchenhafte Limousine. Ich sprang hinter den Busch hervor, mischte mich unter die Uniformen, die an der Wagentür stürzten. Der Greis froh aus dem Versteck, erst mit den viel zu dünnen Beinen, dann mit dem viel zu großen Bauch. Das Burgundergesicht schien guter Laune: Ich lächelte wieder bold und hausbaden väterlich.

Fortsetzung folgt.

Neustadt (Kreis Kirchheim). (Kind von einer Kuh zu Tode geschleift.) Als das achtjährige Tochterchen eines hiesigen Landwirts eine Kuh zur Weide brachte, schaute das Tier vor einem aufsteigenden Drachen und ging durch. Dabei wurde das Kind in das Leisfeld gewidelt, mitgeschleift und so schwer verletzt, daß es nach wenigen Minuten verstarb.

Holzhausen (Kr. Biedenkopf). (Erschießung einer alten Grube.) Gegenwärtig ist eine Anzahl Arbeiter aus Holzhausen damit beschäftigt, die vor Jahren stillgelegte Grube „Glückstern“, in der nach Kupfererzen und Ton gegraben wurde, neu zu erschließen. Der Grubenbetrieb wurde seinerzeit eingestellt, da man ausländische Erze den heimischen vorzog.

Offenbach. (Tödlicher Sturz vom Motorrad.) In der Biebererstraße am Wilhelmplatz fiel der 29-jährige Dietrich Wolfgram von seinem Motorrad. Bei dem Sturz zog er sich einen Schädelbruch zu, an dessen Folgen er im Krankenhaus gestorben ist. Es ist anzunehmen, daß Wolfgram von einer Ohnmacht befallen wurde.

Offenbach. (Der „rote“ auf der Landstraße.) Als in den Abendstunden ein Autofahrer hinter Bieber einen Mann auf der Kreisstraße sah, bremste er schnell seinen Wagen ab. Ein dicht hinter ihm folgender Motorradfahrer fuhr, trotz sofortigen Bremsens, auf den Wagen auf, so daß die Lampe beschädigt wurde. Als sich beide Fahrer des am Boden Liegenden annahmen wollten, stieß man auf eine mit Stroh ausgestopfte Puppe, die einige von der Kirchweih kommende Burtschen von einem nahen Acker entwendet und auf den Fahrbahn geworfen hatten.

Walldorf (Kr. Groß-Gerau). (Einbrecher raubt einen Kioff aus.) In einer der letzten Nächte verübte ein junger Mann einen Einbruch in den Kioff eines armen Invaliden und entwendete neben Waren das in der Kasse befindliche Wechselgeld. Die Polizei hat sofort die Ermittlungen nach dem flüchtig gegangenen Täter aufgenommen.

Mainz. (Gratulation mit Knöchelbruch.) In Mainz-Bischheim hatte eine Gesellschaft beschlossen, einem Altersgenossen zum Geburtstag in nächstlicher Stunde ein Ständchen zu bringen und ihm in besonders sinniger Weise zu gratulieren. Man zog also vor die Wohnung des Geburtstagskinds, sang ein Lied und stellte danach eine Pyramide. Doch gerade in dem Augenblick, als der oberste Mann der Pyramide dem am Fenster des Obergeschosses Erschienenen einen Blumenstrauß überreichen wollte, stürzte er von der Pyramide herab und brach den Fußknöchel, so daß die freudige Begebenheit mit einem Mißling endete. Hoffentlich nimmt es der Gefeierte nicht als ein schlechtes Vorzeichen für sein neues Lebensjahr.

Ämtliche Bekanntmachungen der Stadt Hochheim

Bezt.: Schuttplatz am Weiher.

Mit sofortiger Wirkung ordne ich an: Auf dem Schuttplatz am Weiher dürfen bis auf weiteres nur noch Steine, Äsche, Schlade und Bauschutt angefahren werden. Aller weiterer Müll, insbesondere alte Töpfe, Würzeln, Trester, Scherben usw. ist in die sogenannte Schindkaut an der Frankfurterstraße rechts abzulagern. Zuwiderhandlungen werden verfolgt.

Hochheim am Main, den 21. September 1935
Der Bürgermeister: J. B. Hirschmann

Kirchliche Nachrichten

Katholischer Gottesdienst

16. Sonntag nach Pfingsten, den 29. September 1935.

Eingang der hl. Messe: Erbarme dich meiner, o Herr, weil ich zu dir rufe den ganzen Tag; denn du, Herr, bist gütig und milde und reich an Erbarmungen gegen alle, die dich anrufen.

Evangelium: Jesus speist im Hause eines Pharisäers und wird genau beobachtet, er heilt einen Wassertrübsüchtigen.
7 Uhr Frühmesse. 8.30 Uhr Kindergottesdienst und Generalkommunion. 10 Uhr Hochamt. 2 Uhr Andacht zu den heiligen Engeln. 8 Uhr Versammlung des Arbeitervereins.

Werktag: 6.15 Uhr erste hl. Messe, 7 Uhr Schulmesse
Beichtgelegenheit: Donnerstag 5—7 und nach 8 Uhr wegen des Herz Jesu-Freitages. — Abends 9—10 Uhr heilige Stunde.

Freitag Abend 8 Uhr feierliche Eröffnung der Rosenkranzandacht.

Evangelischer Gottesdienst

Sonntag, den 29. September 1935. (15. nach Trin.).

vormittags 10 Uhr Hauptgottesdienst.

vormittags 11 Uhr, Kindergottesdienst.

Montag Abend 8 Uhr Übungsstunde des Kirchchors
Mittwoch Abend 8 Uhr Frauenabend im Gemeindehause.

Freitag Abend 8 Uhr Jungmädchenabend im Gemeindehause.

Hauptgeschäftsführer und verantwortlich für Politik und Lokales: Heinrich Dreßbach
Stellv. Hauptgeschäftsführer und verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinrich Dreßbach jr.; Druck und Verlag: Heinrich Dreßbach, sämtlich in Friedheim am Main
D.-R. VIII. 35. 666 Zur Zeit ist Preisliste Nr. 12 gültig.

Rundfunk-Programme

Reichssender Frankfurt.

Jeden Werktag wiederkehrende Programm-Nummern:
6 Choral, Morgenprach, Gymnastik; 6.30 Frühkonzert; Nachrichten, Wetter; 8 Wasserstands-meldungen, Zeit, Wetter; 8.10 Gymnastik; 8.30 Frühkonzert bzw. Sendepause; Werbefunk; 11.40 Programm, Wirtschaftsmeldungen, Wetter; 11.45 Bauernfunk; 12 Mittagstanz; 13 Zeit, Nachrichten; ansl. lokale Nachrichten; 13.15 Mittagstanz; Zeit, Nachrichten, Wetter; 14.10 Mitten im Werktag; Zeit, Wirtschaftsmeldungen; 17 Nachmittagskonzert; Das Leben spricht; 18.55 Wetter, Sonderweiterberichter der Landwirtschaft, Wirtschaftsmeldungen, Programm-meldungen; Zeit; 19.50 Tagespiegel; 20 Zeit, Nachrichten; Zeit, Nachrichten; 22.15 Wetter, lokale Nachrichten, 24 Nachtmusik.

Sonntag, 29. September: 6 Sagenkonzert; 8 Wasserstands-meldungen, Wetter; 8.05 Gymnastik; Sendepause; 8.45 Choralblasen; 9 Katholische Morgenfeier; 9.45 Bekenntnisse zur Zeit; 10 Deutsche Morgenfeier; Hitler-Jugend; 10.30 Chorgefang; 11.20 Zur Ehre Vaterlandes, zum Ruhme des Sports; 12 Schallplattenkonzert; 14 Rinderstunde; 15 Stunde des Landes; 16 Puppen, Marionetten und Automaten, Besuch im Zoo; 18 Unter der Fahne schreiten wir, der Götter; 18.30 Westmark singt neue Lieder; 18.30 Durch Seide Moor, eine herbstliche Funtfolge; 19 Frisch und froh, Moor, eine herbstliche Funtfolge; 20 Opernkonzert; 21 Zeitangabe, Nachrichten; 22.15 Wetter, Nachrichten aus dem Sendebereich, Sport; 22.20 Sportpiegel des Sonntags; Tanz in der Nacht; 24 Nachtkonzert.

Montag, 30. September: 10 Sendepause; 10.15 Sagenkonzert; 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; Rinderfunk; 15.30 Reiche Naturschlüsse in Wessling; 16 Kleines Konzert; 16.30 Das ist der Herbst; 18.30 Jugendfunk; 19 Unterhaltungskonzert; 20.10 Märchen aus Budapest musizieren; 21 Suite nach Beethoven; 21.40 Beethovenkonzert; 22.20 Ein Piccolo lacht; 22.40 Vergnügte Finger; 23 Wir bitten zum Tanz.

Dienstag, 1. Oktober: 10 Sendepause; 10.15 Sagenkonzert; 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; Für die Frau; 16 Kleines Konzert; 16.30 Märchen aus dem Orient; 18.30 Balladen; 19 Unterhaltungskonzert; 20.15 Stunde der Nation; 21 Beliebte Schlager aus Jahrgängen; 22.30 Nachtmusik.

Mittwoch, 2. Oktober: 9.15 Weihe der Gruft der Generalfeldmarschalls von Hindenburg im Tannenbergdenkmal; 10.45 Blasmusik; 15.15 Lieder; 16 Beliebte Duettarien; 16.30 Vor der Lese, Wingergepränge; 18.30 Das Leben spricht; 19 Unterhaltungskonzert; 19.40 Bauernfunk; 20 Stunde der jungen Nation; 20.45 Opernkonzert; 22.30 Nachtmusik.

Wohnung

3 Zimmer und Küche
sodort gesucht bis mtl. Miete 50.— RM.

Offerte an: **C. & S. Beck, Mainz**
Bahnhofstraße 6—8

Kirchensteuer-Hebetermin

am Sonntag, den 29. September 1935,
nachmittags von 1 bis 4 Uhr im Vereins-
hause. Es wird gebeten, die im September
fällig gewordene Kirchensteuer einzuzahlen.

Der kath. Kirchenvorstand

Verpachtung

Dienstag, den 1. Oktober 1935, 8.30 Uhr abends läßt
Herr Georg Petri 4., Gartenstraße 4, im Gasthaus „Zum
Taurus“ auf die Dauer von 6 Jahren verpachten:

Ader Die Fuchslöcher	52,22 ar
Ader In der Langgewann	22,48 ar
Ader Längs der Dörrwiese	8,16 ar
Ader Auf die steinerne Straße	20,75 ar
Ader Im Gehn	12,79 ar
Ader In der achtzehn Morgen	22,81 ar
Ader Auf dem Spiehweg und die Sauwühlen	14,72 ar
Ader Auf den Gemeinbeader am Rehlweg	19,79 ar
Ader Auf die Chaussee	29,20 ar
Ader Das lange Lehen	26,94 ar

Ph. Nemnich

Beibitzer und öffentlich angestellter Versteigerer

An alle Leser

des „Hochheimer Stadtanzeigers“ die einige Vor-
kenntnisse in der englischen oder franzö-
sischen Sprache haben. Umsonst und un-
verbindlich senden wir einen Monat lang
„Paustians lustige Sprachzeitschrift“, um
Ihnen zu zeigen, wie man mühelos perfekt
im Englischen und Französischen wird. Sie
lachen und lernen! Alle 10 Tage ein Heft,
enthaltend beide Weltsprachen, für nur
30 Pfennig. Gebrüder Paustian, Verlag,
Hamburg 1, Chilehaus 54.

Männergesangsverein „Harmonie-Germania“ 1845

Hochheim am Main

Chorleiter Herr A. Hück

Am Sonntag, den 29. September feiert obengenannter
Verein sein 90- bzw. 50jähriges

Stiftungs-Fest

im Saalbau zum „Kaiserhof“ (Bes. Fr. Mehler). Nachmittags
3.30 Uhr **Konzert!**

Mitwirkende: Sängervereinigung Hochheim, Liedertafel Hochheim
Sängerbund Hochheim, Turngemeinde Hochheim
Stimmungskapelle „Metropolis“

Kassenöffnung 3 Uhr — Eintritt 0.25 Pfg. — Ab 8.00 Uhr

Ball! Eintritt frei!

Wir laden hiermit alle Ehren-, aktive und passive Mitglieder nebst
ihren werten Angehörigen, sowie die gesamte Einwohnerschaft Hochheims
zum Besuch herzlichst ein.
Der Vereinsführer

STADT und LAND können

HELFEN!

D Volksgesundheit ist National-
gut und muß behütet werden.

Melde Deinen Freizitat sofort bei der A.S.D.

„Erhaltungswert des Deutschen Volkes“
JEDER KANN HELFEN!

Chem. Reinigen
Färben, Kunststopfen
von Herren- und
Damen-Kleidung
Montags anliefern
Samstags abholen
Annahmestelle:

Ph. Oechler
Eppsteinstraße 2

Säffler

Verschiedene Halbstück und
Biertelstück und eine Partie
55—60 Liter Fäßchen
abzugeben

Stemmler
Küfermeister

Natur-Wein
1/4 Ltr. v. 65 an, 1 Ltr. v. 80 an

Holl, Hochheim, Weiherstraße 1

Färberei Prinz
reinigt, färbt, wäscht
in la. Ausführung. Annahme
Kath. Kallenbach Ww.
Weissenburgerstraße 4

Wein- u. Apfelweinläufer

Fleisch-, Kelter- u. Futter-
bütten, Weinkörbe, Flaichen
u. Kapseln, Weinklärmittel,
alle Kellereibedarfsartikel
emph. preisw. in best. Qual.

M. Bickor, Hochheim a. M.

Haus

mit Scheune und
Zubehör zu verkaufen

Näheres bei:

Peter Sack
Gartenbaubetrieb

Faßpunde

und Zapfen

aus Kazienholz liefert

Quantum

Herm. Schütz Drechsler

Flörsheim — Fernruf

Jedem
der an

Flechten
Douglasie
leitet, teile ich gern kostenlos das
Mittel mit, durch welches ich
von jahrelangem Flechten be-
(ohne Mühe) vollständig befreit
Mag Müller, Oberrh./Siedl.
(Erhält. L. b. Meyer)

Sil

spült Wäsche
weiß und klar

KOSTENLOS

Besten wir jed. Rundfunk-
eine Problem- und
reichhaltigen Programm

S.R.Z.
Südwest. Rundfunk - Zeitschrift
Schreiben Sie sofort an:
S.R.Z. - Frankfurt am Main
Höcherstraße 20-22

H. S. Volks-Wohlfahrt

Gauführung Hessen

Frankfurt am Main
Postfach Nr. 72277



Von Abenteuer zu Abenteuer

Aus dem Leben eines
Ausreißers von
ERNST F. LÖHNDORFF



Zwischensfälle - und zurück nach Deutschland

3. Fortsetzung.

Unter den angeworbenen Rekruten fand eine Spaltung statt, dreihundert davon wollten nicht nach Nogales, sondern in den Nachbarstaat Chihuahua, wo General Villa mit seiner Armee stand. Diese dreihundert führte ich an. Einer davon entpuppte sich als ein zwar echter Indianer, aber als ein solcher, der in Kalifornien das Doktorexamen bestanden und dann vor Heimweh zu den Seinen zurückgekehrt war! Wir ritten quer durch die romantische Sierra Madre. In einem ausgestorbenen Städtchen trafen wir Banditen, von einem Mädchen geführt. Sie schenkte mir einen gefangenen Silberlöwen. Dann kampierten wir bei einer verlassenen Mine. Ein alter Russe bewachte sie, der mit förmlichen Freibeutern der Sierra auf gutem Fuße stand und sieben Frauen — lauter Schwestern — besaß, die in einer Art Wachtstube mit Schießscharten und Gewehren hausten. Den Tag darauf ritten wir in Chihuahua ein. Die ganze Bevölkerung stand Spalier, meine Indianer, die noch nie eine Stadt so nahe gesehen, trommelten, und der Silberlöwe fauchte in seiner Kiste. Ich war so stolz wie ein Pfau, als wir vor General Villa bei der Kathedrale desilierten.

Mit fünfhundert Mann, darunter die Indianer und ich, eroberte General Villa durch einen Handstreich — indem wir einen Frachzug anhielten und dann damit nachts unbemerkt einfuhren — die Grenzstadt Cuernavaca am Rio Grande. Fast fünftausend überraschte gegnerische Soldaten streckten die Waffen und gingen zu uns über. Wir zogen nun zur Offensive gegen Mexiko City. Bei Jacatecas, Torreón und Leon schlugen wir Schlachten, wo Tausende zugrunde gingen. Unaufhaltsam rückte unsere Armee von siebzigtausend Reitern gegen die Landeshauptstadt vor. Hinter Cuernavaca stieß Zapata mit seiner Indianerarmee zu uns.

Sieg und Niederlage

Und eines Tages lagen Mexiko und die Seen Xalco, Xochimilco und Texcoco vor uns. Ein gewaltiger Schrei brach aus unseren Reihen, und wir ritten hinab. Carranza war nach Vera Cruz geflohen, und die Bevölkerung empfing uns jubelnd, überschüttete uns mit riesigen Massen von Rosen und Zetteln, auf denen Gedichte gedruckt waren. Nach wenigen Wochen, in denen ich mit den Indianern erst auf Schloß Chapultepec garnisonierte und unter den Federn spazierenging, die schon über Montezuma und Kaiser Max geraucht hatten, setzten wir uns nach Puebla, der „Stadt der Engel“, in Bewegung. Dort gab es eine erbitterte Schlacht, und wir mußten zurück. Auch in der Hauptstadt konnten wir uns nicht halten. Emilio Zapata mit seinen Horden ließ uns im Stich. Wieder ging es nordwärts. In Saltillo lag General Obregon wohlüberlegt, und diese feuerprühende, flachgedachtumgebene Stellung verführten wir, zu Pferde zu erstürmen. Es gab ein entsetzliches Gemetzel, reihenweise legten Mexikanergewehre unsere Leute um, und schließlich zogen unsere Reste unverfolgt ab. Von Chihuahua ritten wir, immer noch viele Tausende, in den Nachbarstaat, um dort mit den Nahuatlindianern einen letzten Stand zu machen. General Urbalejo, den ich jetzt wieder traf, warf mir vor, ich hätte ihm die dreihundert Indianer entführt, und zur Strafe sollte ich erschossen werden. Schon stand ich bereit, die Gewehrläufe der Exekutionsmannschaft gegen mich zu richten, da spielte ich meine letzte Karte aus. Ich litt nämlich sehr an der Ruhr und bat den General, das Feuerkommando einige Minuten aufzuschieben, da ich erst mal hinter einen Busch treten müsse. Da fing er an, so furchtbar zu lachen, daß er sein Urteil zurücknahm und ich frei ausging!

Während dann wir Indianer nach Hermosillo zogen, wo der Feind schon lag, griff Villa die Stadt Agua Prieta an und wurde vernichtend geschlagen. Vor Hermosillo stieß er zu uns, und wir wurden ebenfalls in der dreitägigen Schlacht bei Alamito zurückgeworfen. Die Armee fiel auseinander, und die Indianer zogen nach Hause. Ich machte noch mit Villa den Ueberfall auf die amerikanische Stadt Columbus mit, da uns General Pershing mit 22.000 Mann auf den Fersen nachzog. Diese bekämpften uns über ein Jahr lang durch die Sierra, kreuz und quer, während das übrige Mexiko Gewehr bei Fuß stand und das phantastische Schauspiel betrachtete. Nachher zogen die Amerikaner ab und in den Krieg gegen Deutschland!

Ich konnte mich endlich von Villa trennen und verließ einige idyllische Wochen mit dem Mädchen, das mir seinerzeit den Silberlöwen geschenkt hatte, in einem paradiesischen Gebirgstal. Manchmal ritten wir mit unseren Reuten — Banditen — ins Tal hinab und hielten einen Eisenbahnzug an. Bei einem Ueberfall wurde meine Freundin erschossen, und müde nach jahrelangen Strapazen und Blutvergießen, müde der ewigen Heijagd — auf meinen Kopf war ein Preis gesetzt — schlug ich mich nach Guaymas durch. Freunde vertrieben mich in eine Höhle beim Hafen. Ich wollte weg, weit fort in eine friedliche Gegend, wo mich niemand kannte.

Sehr bald aber wurde es mir in meiner Höhle zu langweilig, und ich wagte mich daher eines Tages in die Stadt hinab. Im Hotel Gambirinus traf ich einen deutschen Steuermann und drei andere Kerle, Tramps aus den Vereinigten Staaten, die nach Mexiko verschlagen waren. Mit diesen faßte ich den Plan, eine amerikanische Segeljacht, die im Hafen beschlagnahmt lag und keine Seele an Bord hatte, zu stehlen und irgendwohin nach Süden zu fahren. Unterwegs wollten wir für Deutschland Kaperkrieg treiben, indem wir kleine amerikanische Dampfer durch Notsignale anzuhalten gedachten. Dann wären wir an Bord gegangen, hätten mit unseren Pistolen die Mannschaft in die Boote gezwungen, um nachher die Ventile zu öffnen und den Kasten voll Wasser laufen zu lassen. In dunkler stürmischer Nacht paddelten wir an Bord, ließen den Anker samt Kette auf dem Meeresboden liegen, hielten Segel und fuhren ohne Licht aus der Bai nach Süden. Der Steuermann und ich mußten anfangs die ganze Arbeit tun, denn die beiden anderen wurden jämmerlich seefrant und stöhnten nach ihrer Mutter. Lustig fuhren wir den Golf hinab. Es war Proviant an Bord, und wir ließen es uns wohl sein. An der Gasse flatterte die schwarz-weiß-rote Flagge, die das Hafenliebchen des Steuermannes aus alten Seidenunterrocken genäht hatte. Nach neun Tagen, auf der Höhe von Mazatlan, zwang uns der amerikanische Hilfskreuzer „San Diego“, der gegen unser Schiffschen so groß wie ein Mount Everest war, durch



Kanonenschüsse zum Beidrehen, und dann kamen Boote voll Blaujaden mit aufgeflossenen Bajonetten herangeschossen. Ich war wütend und traurig, weil ich die ungebundene Freiheit, in der ich jahrelang geschwelgt hatte, nun untergehen sah. Als die amerikanischen Matrosen über unsere Reling kletterten, wollte ich mich erst erschließen, warf aber den Revolver ins Wasser. Sie schrien: „Hands up!“, „Hände hoch!“, die anderen taten es, mir kam aber die ganze Situation so komisch vor, daß ich meine Pfoten in die zerlumpten Taschen steckte und die Eroberer mit einem brüllenden Gelächter bewillkommnete.

Gefangen...

Schwer gefesselt wurden wir an Bord der „San Diego“ gebracht, unser Piratenschiff in Schlepptau genommen, und fort ging's nach Kalifornien. In Los Angeles trennte man mich von den anderen, die alle Schuld auf mich schoben, und ich kam ins Gefängnis, wo ich die berüchtigte „Dritte Instanz“ erhielt. Diese besteht aus moderner Folter wie: Prügel, Nichtschlafenlassen, kalten Bädern und abermaligen Prügel. Ich wurde als Pirat zu Zuchthaus verurteilt, aber bald wegen meiner Jugend zur Internierung und Deportierung begnadigt. Mit Handschellen gefesselt, brachte man mich in das Internierungslager „Fort Douglas“ bei der Mormonenstadt Salt Lake City am Großen Salzsee in Utah. Dort befand sich eine bunte Gesellschaft hinter Stacheldraht. Künstler und Landstreicher, Kaufleute, Bankiers und Kommunisten, die alle zusammen wie Hund und Kasse lebten. Ich traf den bekannten Kapitän Conrad Sörensen, der die Blockade brach und 1916 Munition nach Deutsch-Ostafrika brachte. Bei ihm lernte ich Navigation. Wir hatten auch ein Theater, worin ich zum Spaß der anderen mit meiner langen Gestalt als Ballettseuse auftrat und mexikanische Liebeslieder zur Gitarre sang. Im Sommer 1919 wurden die meisten von uns in einen Extrazug mit vernagelten Türen gepackt und nach Charleston geschickt. Unterwegs, wenn wir rangierten, schrien oft aufgelegte Amerikaner: „Schmeißt die Hunnen in den Sumpf!“

In Charleston kamen wir auf den früheren österreichischen Eisendampfer „Martha Washington“, und es ging durch den Atlantik und die minenversteckte Nordsee nach Rotterdam. Ein Extrazug brachte uns nach herzlichem Empfang durch das Rote Kreuz nach Basel. Wir hatten eine schwarz-weiß-rote Flagge vorn auf der Maschine, aber sobald wir bei Emmerich die Grenze passierten und in unsere Heimat kamen, zwangen uns Kommunisten, sie abzunehmen. Eine Militärkapelle und die halbe Bevölkerung nahm uns in Empfang, und mit sehr merkwürdigen Gefühlen kam ich in die Kaserne zu Basel. Überall sah ich leere Bänke, verhungert aussehende, fadenförmig gekleidete Menschen mit bedrückten sorgenvollen Mienen. Soldaten der Freikorps, die oft noch halbe Kinder waren. Wir wurden mit Massen von Zeitungen und Flugblättern der Kommunisten überschüttet. Für uns, die wir aus einem Siegerlande kamen, wo niemand körperliche Not gelitten hatte, war diese Heimkehr sehr traurig.

Straurige Heimkehr

Nach wenigen Tagen erhielten wir Brotkarten und Reisegeld und fuhren weiter in verschiedenen Richtungen nach Deutschland hinein. Meine Ankunft zu Hause in Karlsruhe, das ich vor fünf Jahren verlassen, war merkwürdig. Gefühle bestürmten mich, als ich die Not der Meinen sah, über die sich weder reden noch schreiben läßt. Ich empfand nur in einer Art dumpfresignierter Gewißheit: „In Deutschland kannst du keine Wurzel mehr finden, denn hier regiert die rote Korruption und ihre Genossen!“ Zuerst ruhete ich mich aus. Und ich sah Söhne von reichen Handwerkern und Stadträten, deren belebten, täglich ihren Frühlingsopfer machenden Vätern man keinen verlorenen Krieg anjah, wie sie schamlos lachend Arbeitslosenunterstützung bezogen. Ich bekam keine, wollte auch keine und habe nie, so schlecht es mir auch oft in der Folge ging, solche verlangt. Ich brachte es gleich zu Anfang nicht fertig, in meinen guten amerikanischen Kleidern und dem mit Kohlrüben gefüllten Magen, zu den Behörden zu gehen und feillich Spießruten zu laufen. Das überließ ich den Söhnen der roten Stadträte, falls sie so etwas verippt haben sollten! Gerne wäre ich wieder zur See gegangen, aber Deutschland belag keine Schiffe mehr. Glend sah ich auf der ganzen Linie oder wahnwitzigen Vergnügungsstaumel feister Schieber und die Internationale predigende rote Genossen. Es war — es gibt ein gutes, zwar drastisches, aber deutsches Wort dafür: — zum Koken!

Zuerst kriebel ich meine Mexikoerlebnisse nieder. Eine Maschine belag ich nicht, konnte auch keine mieten, und meine Schrift war, da ich mich ihrer im Laufe der letzten fünf Jahre fast entwöhnt hatte, miserabel. Der Manuskriptinhalt sicher auch! Jedenfalls kamen meine „Glücksritter“ regelmäßig von ungefähr zwanzig Verlegern zurück, und ich verbrannte sie deshalb. Schrieb neue. Gleich stapelweise, denn ich hatte Blut geleckt, als eine kleine Zeitung mehrere meiner „Tropischen Stimmungsbilder“ abdruckte. Geld bekam ich keines dafür, ich mochte reklamieren, so oft ich wollte, man ignorierte mich einfach. Es ist dies sonderbar, und mir in meinem Leben oft aufgefallen: Wenn es einem gut geht, und man will etwas von anderen Leuten, so erhält man es gewöhnlich. Ist man aber in schlimmer Lage und regelrecht down and out, so gibt einem selbst der Teufel nichts, denn dieser gehörnte Herr ist seit seinem Reinsfall mit Doktor Faust mißtrauisch gegen das Menschenvolk geworden und zeigt sich nicht mehr. Ich besaßte mich also mit dem Verkauf von Zigaretten an kleine Wirtschaften. Mein Lieferant war ein Gauner. Die Glimmstängel waren nämlich mit „Wald und Heide“ gefüllt, nur die oberste Lage der Packungen enthielt Tabak. Außerdem waren die Steuerbanderolen gefälscht. Das erfuhr ich erst später. Stets war ich von einer wilden und traurigen Sehnsucht nach den Ländern unter dem Äquator erfüllt. Aber es gab ja keine Schiffe!

Ein paarmal holte ich einige Kartons Birmasenster Schube über den Rhein. Aber es war eine gefährliche Sache, nachts in einem Nachen über den Strom zu setzen. Man konnte leicht ertrinken oder angeschossen werden, auch lohnte sich der Verdienst nicht. Wiederholt packte ich meinen Rucksack, nahm eine Decke mit und wanderte tagelang im Schwarzwald herum. Abends jündete ich ein Feuer an, rauchte meine Pfeife und starrte in die rauschende harzduftende Dunkelheit. Nachher rollte ich mich in die Decke. Das war herrlich und erinnerte mich an die Vergangenheit! — Später machte ich einen Handelskurs mit, fand auch etwas durch Ueberlegungen zu tun. Dann gab ich Privatunterricht in fremden Sprachen, war auch an einer Privatschule als Lehrer für Englisch und Spanisch angestellt und leitete eine Filiale. Es war ein mageres und anstrengendes Brot. Täglich gab ich sieben bis elf Stunden an einzelne Schüler und kleine Klassen nach der Berlithmethode. Ich kam dabei gesundheitlich auf den Hund, aber ich hielt es ziemlich lange aus. Unterdessen verliebte ich mich. Zum ersten Male in eine Deutsche! Sie spielte Cello in einem Café. Ich war reichlich dumm mit meinen primitiven mexikanischen Indianermethoden, und die Cellopielerin hielt mich deshalb zum Narren.

(Fortsetzung folgt.)



Kameraden im Busch

Roman von Heinrich Weiler

Copyright by Carl Dunder-Berlag.

(16. Fortsetzung).

Im vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

In der Wüste kommt es zwischen Thomas Hart und Helga Trolle zu einer Aussprache. Hart kündigt ihr an, daß er seine Steine trotz des Diamantentrusts verkaufen wird. Helga wird durch diese Unterredung in dem Glauben bestärkt, daß Hart der Organisator der schwarzen Börse sei. Sie nimmt sich vor, niemals ihrem Vater oder Generaldirektor Hickson etwas davon zu erzählen. Dann zieht die Karawane weiter in die Wüste. Kilometer auf Kilometer schwindet, ohne daß man die Markierungen findet. Am fünften Tage weiß man, daß man in die Irre gegangen ist. Die Lebensmittel werden knapp, ebenso das Wasser, trotzdem zieht man weiter. Nach sieben Tagen sehen die Männer ein, daß sie nicht weiterziehen können. Die Frauen drohen zusammenzubrechen, und auch Charly, Thomas und Billy können kaum noch vorwärts. Als kein Proviant mehr vorhanden ist, öffnet Charly seine Kiste, in der er sich von seinen Tagesrationen einen eiserne Bestand gesammelt hat.

XVI.

Wieder vergehen die Tage in tödlicher Gleichförmigkeit. Ausbruch beim ersten Sonnenstrahl, rumpelnde, langsame Fahrt durch die Wüste, bange Hoffnung bei jeder Bodenschwelle, die die Aussicht nach vorne sperrt. Vielleicht, vielleicht sieht man, wenn man da oben ist, das Ende der Wüste, das gelobte Land mit Büschen, Gras und Laubbäumen! Dumpfe Enttäuschung, wenn die Zugtiere die Anhöhe hinaufgekauert sind und dem Auge meilenweit das tote Antlitz der Wüste entgegenstarrt. Jurischinten in das Brüten, während der Karren weiterrollt. Stehende Hitze, Backofenluft, schwarze, harte Dornen, gelber Sand. Immer, immer wieder das gleiche Bild. Bis die Sonne verglüht und man trostlos, hoffnungslos, elend und zerschlagen in den Schlaf facht.

Mit Zerberausagen hat der alte Biddle über den letzten Runderort gewacht. Aber sein Geiz hat allen das Leben gerettet. Die aufgesparten verheimlichten Lebensmittel haben gereicht und selbst jetzt noch ist ein kleiner Rest vorhanden, der noch ein paar Tage den ärgsten Hunger abwenden kann. Dafür aber schwankt ein anderes Geistes um den Karren. Das Wasser ist zu Ende. Wie vorsichtig man auch geworden ist, wie oft man auch die schon ausgestreckte Hand wieder zurückgezogen, es sich dreifach überlegt hat, ehe man ein paar Tropfen aus dem letzten Kanister über die dorrnde Zunge fließen ließ — seit heute morgen ist die letzte Blechkanne leer. Vergebens hat man jede einzelne der alten Kannen auf Tropfenrest untersucht. Es ist und bleibt so: man hat kein Wasser mehr, keinen Tropfen in dieser Sonnenglut. Wenn man nicht in den nächsten 48 Stunden ein Wasserloch erreicht, dann ist das Ende da.

Größer und drohender wird das Geistes, schwankt näher an den Karren mit jeder Meile, die die ächzenden Räder zurücklegen. Der alte Biddle sieht auf dem Rutschboden verstoßen den neben ihm sitzenden Thomas von der Seite an. „Weißt du noch?“ fragt der Blick „damals... der Durst...“ Und Hart gibt schweigend den Blick zurück. „Ja, ich weiß. Der Durst, der Wahnsinn, all das Entsetzliche, das dann kam. Damals fanden sie uns in zwölfter Stunde. Diesmal aber ist's vorbei. Weit von hier ist die Route der Postflieger, hier findet uns kein Mensch, wenn wir liegenbleiben.“

Auch die Frauen drinnen im Wagen sprechen kein Wort miteinander. Jedes Wort wäre Qual. Sie sitzen stumm und müde auf den leeren Kisten und lassen die Gedanken gehen, wohin sie wollen. Zwischen ihnen, auf dem Boden des Karrens, liegt Bill Ostler mit geschlossenen Augen und rot aufgedunsenem Gesicht. Seit heute morgen hat ihn das Fieber gepackt. Im Halbschlaf jagt er wie ein durstiger Hund, spricht wirres Zeug, erst unartikulierte Laute, dann einzelne Worte, sinnlos, ohne Zusammenhang.

Helga starrt grübelnd auf den Kranken, fühlt selber schon das Fieber in ihren Adern glühen. Wie lange noch, und sie wird auch da unten am Boden liegen, hilflos, krank, verkrüppelt. Ein kalter Schauer durchfährt sie plötzlich. Sie fühlt, wie eine heiße, fiebernde Hand ihre Knöchel umspannt, langsam an ihrem Bein hinaufkriecht.

„Helga, Mabel!“ fiebernd der Kranke. „Bist doch meine Frau! Warum kommst du nicht? Beg dich doch daher zu mir! Komm, ehe wir alle beide krepieren!“

„Ruhig, Junge!“ Helga überwindet den Schauer, der sie gepackt hat, und beugt sich zu dem Kranken nieder, löst sanft den Griff der heißen Hände und schaut ihm in die glühenden, begehrlischen Augen. „Schlaf, mein Junge, schlaf ganz ruhig.“ Mit einer mütterlichen Bewegung streicht sie über die nasse Stirn und fühlt im gleichen Augenblick eine trostlose Schwäche in den eigenen Gliedern, taumelt vornüber und sinkt zusammen über dem Mann, der schon wieder die Augen geschlossen hat und unverständliche sinnlose Worte murmelt.

„Thomas!“ Aber Thomas Hart hört den verlockenden Ruf Helgas nicht. Er hat den alten Biddle mit hartem Griff am Arm gepackt und deutet erregt auf die Zugtiere, die mit gepöhlten Ohren schnaubend vorwärts drängen.

„Die Tiere, Biddle! Die Tiere! Sie riechen Wasser!“ Aus wirrem Halbschlaf taumelt der alte Digger hoch. Wahrhaftig, die Tiere ziehen an. Sie drängen seitwärts, ohne auf Zaum und Peitsche zu achten, setzen sich in Trab, geben die letzten Kräfte her und drängen vorwärts, den Sandhügel hinan, der sich links zur Seite erhebt.

„Da! Da!“

Mit ausgestrecktem Arm, mit zuckendem Gesicht weist Thomas Hart auf die dunkle Fläche, die man oben vom Hügel sieht, kaum drei Kilometer weit entfernt verliert sich der gelbe Sand in dunklen Strichen, hebt sich aus dürrem Steppengras eine langgestreckte Gruppe von sonnenverbrannten Laubbäumen. Was dahintersteht, verliert sich in der Ferne.

stimmernden Sonnenlichts, aber es ist, als ob ein ganz leiser, banger Aufhauch von dort herüberströme.

Warum Charles Biddle unter wildem Geschrei die Peitsche über seine Zugtiere schwingt, weiß er selber nicht. Die halbverkrüppelten Maulesel rufen auch ohnehin in wilder Hast den Hügel hinunter. Schon knistern die ersten Steppengräser um die Hufe und Räder. Weiter öffnet sich das Land dem Blick. Gras! Dürres, verbranntes Gras, aber doch Gras! Und ganz weit hinten redet es sich riesenhaft empor aus dem Gewoge der Halme: dunkle, mächtige Bäume. Ein Vogel fliegt auf.

Halt! Halt! Wo Vögel sind, da muß auch Wasser sein. Schnaubend, witternd bleiben die Tiere stehen, an allen Plätzen zitternd.

„Da!“ brüllt Biddle, der sich auf dem Rutschboden hoch aufgerichtet hat, zeigt auf eine schwarze Öffnung zwischen den Grashalmen. „Wasser!“ Er springt vom Wagen und brüllt das Wort noch einmal hinein unter die Büsche: „Wasser!“

„Wasser!“ stöhnt drinnen Bill und richtet sich mit fieberglänzenden Augen hoch, schiebt den schwer auf ihm lastenden Körper der betäubten Helga zur Seite und kriecht auf allen vieren hinaus.

„Wasser, hörst du nicht: Wasser!“ schreit Kitty Allister der Gefährtin ins Ohr, rüttelt sie, bis Helga die Augen aufschlägt und verwirrt in das schreiende Gesicht starrt. Kitty reißt sie hoch und zerrt sie nach dem Ausgang. Da ist auch schon Thomas Hart, der die immer noch halb Bewußtlose herunterhebt und trägt. Erst als ihre Füße den Boden berühren, kommt Helga zu sich. Mechanisch folgen ihre Füße den Schritten der Kameraden, die durch raschelndes dürres Gras hasten. Hinter ihnen schwankt herrenlos der Karren. Die Tiere, halb wahnsinnig vor Durst, folgen den Spuren der Männer.



Zeichnung Eisner

„Da ist's!“ Ein schwarzes Loch starrt den Nahenden entgegen. Aber keine gemauerte Zisterne, ein Sumpf nur, ekelhaft stinkendes, faulendes, stagnierendes Wasser, dessen Geruch allein zum Erbrechen reizt. Fiebernde Augen hängen an ihm, Jungen bläuen aus verstaubten, vertrockneten Halsen.

„Nicht trinken!“ Thomas hat sich entsetzt, den einen Arm um Helga geschlungen, vor der Pfühe aufgesprungen, wehrt mit der freien Hand den andrängenden Biddle ab.

„Loslassen! Hund!“ „Sei vernünftig, Biddle! Zurück, Kitty! Ihr seht doch, Schmutz! Morast! Fieberlump! Ihr trinkt euch den Tod an den Hals!“

Thomas läßt Helga los und packt mit einer Hand den alten Biddle an der Brust, deutet ihn hin und her, während er mit der anderen Kitty zurücktreibt, die sich zum Sumpf hinabstürzen will.

„Barnums! Wir sind aus der Wüste! Wir werden Wasser finden! Richtiges Wasser! Das hier...“

Japp, app, app. Die Zugtiere haben, den Wagen hinter sich herziehend, das Sumpfloch erreicht, stecken tief die Räder in das schwarze Wasser und lecken, schlürfen Schlamm und Flüssigkeit in sich hinein. Und da — Helga Trolle stößt einen heiseren Schrei des Entsetzens aus — da liegt Bill Ostler auf dem Bauch neben den Tieren, die Hände ins Wasser gestreckt, als könne er es festhalten, und schlürft mit den Mauleseln um die Wette das schwarze, faulige, stinkende Sumpfwasser.

„Bill!“ Hart fährt herum und reißt den Wahnsinnigen empor, taumelt und fällt mit ihm zusammen zur Erde, wälzt sich mit ihm am Boden, während Bills vom Schlamm verkrüppeltes Gesicht sich aus seiner Umklammerung zu befreien sucht und gierig dem Morast entgegenleckt.

Der Anblick hat auch Kitty und den alten Biddle aus ihrem Rausch geweckt. Sie bemühen sich, Thomas zu helfen und den wild um sich schlagenden Bill vom Sumpfloch wegzuziehen. Helga aber schlägt beide Hände vor das Gesicht. Zu entsetzlich sah das aus, der starke, junge Mensch, der da hemmungslos und voller Bier das ekle, stinkende Sumpfwasser schlürfte.

XVII.

„Die Berge dort“, Thomas Hart blickt sinnend hinüber zu dem blauen, buckigen Streifen, der sich ganz fern wie eine Wolkenbank aus dem Sonnenglast hebt, „die erinnern mich an etwas. Haben wir sie nicht auch damals gesehen, als wir auf dem Rückmarsch von unserem Claim waren?“

Biddle und Bill können sich nicht entsinnen. Aber vielleicht ist es ganz gut, wenn man darauf zuhört. Es müssen die Bergzüge sein, die an der Grenze von Rhodesia liegen. Dort ist jedenfalls Wild und Wasser in Hülle und Fülle. Der Rückweg durch die Durststraße ist sowieso versperrt.

Man hat zwar gutes Trinkwasser gefunden, noch an dem Tage, an dem man aus der Wüste herauskam. Einmal Kilo-

meter weiter landeinwärts ist man auf eine Zisterne gestoßen, die genug enthielt, um die leeren Kanister zu füllen. Und auch in den vier Tagen, die man nun schon weitergezogen ist, hat man Wasserlöcher gefunden. Aber mit dem Proviant steht es nach wie vor schlecht. Wild und Vögel sind selten. Das wenige, was man erjagt, genügt zwar für den augenblicklichen Bedarf, aber es langt nicht, um Vorräte anzuhäufen für einen Rückmarsch durch die Durststraße.

Die Schrecken der Sandwüste liegen hinter den Reuten. Wohl ist auch hier noch die Steppe dürr, aber die Totenhand der Wüste liegt nicht mehr über der Landschaft. Es gibt Baumgruppen, Baumriesen logar, uralt, fast versteinerte Gezeiten, die aus dem Steppengras emporwachsen, es gibt Büsche, die zwischen harten Dornen auch dunkelgrünes Laub tragen, Lämpel und Wasserlöcher, um die fremdartige Schilfe knistern.

An Hand des Kompasses hat man festgestellt, daß man von der nördlichen Richtung etwas abgekommen ist und nun nordnordwestlich marschiert. Aber das ist ganz gleichgültig, Hauptsache ist, daß man aus der Wüste herausgekommen ist. Die Wangen haben wieder Farbe bekommen, die Augen funkeln nicht mehr in trübseligem Glanz und starren auch nicht traurig und erschollen ins Leere. Der alte Biddle träumt sogar schon wieder davon, in Kimberley eine neue Expedition auszurüsten und noch einmal bis zu den Markierungszeichen in der Wüste vorzustoßen.

Bill Ostler ist am meisten angegriffen. Hohlwangig und müde sitzt er auf dem Wagen. Die Eier, mit der er sich über das erste gefundene Wasser warf, hat sich gerächt. Noch am gleichen Tage hat ihn das Fieber niedergeworfen, daß er mit rötlichem Gesicht dagelegen hat. Zwei Tage lang hat er hart an der Grenze zwischen Sein und Gewesenem gestanden. Nur die Erfahrung des alten Biddle und Kittys haben ihn gerettet. Ein Arzt würde wohl den Kopf geschüttelt haben zu den Quackalbermitteln, die der alte Biddle angewendet hat, aber sie haben geholfen. Noch ist Bills Gesicht verwüstet, seine Augen liegen tief in den Höhlen, und seine Glieder sind schlaff und kraftlos wie die eines Kindes. Aber er kann doch schon wieder im Wagen aufrecht sitzen, und die Ekzeme, die sich an seinem Körper nach dem Genuß des fauligen Wasser gezeigt haben, sind zurückgegangen.

Helga ist freundlich und kameradschaftlich zu ihm und übersteht das verlegen-entschuldigende Lächeln, das Bill Ostler jedesmal auf den Lippen hat, wenn sie mit ihm spricht. Bill aber ist unzufrieden mit sich selbst. Die Tatsache seiner Erkrankung rührt ihn wenig, und an jene Stunde im Sumpfloch denkt er überhaupt nicht. Das Wasser war zu schlammig und schwarz, als daß er in seinem Spiegel dort sein eigenes verzerrtes Gesicht hätte sehen können. Aus der Standpause, die Biddle und Thomas ihm wegen seiner Unbeherrschtheit gehalten haben, macht er sich nicht viel. Aber es macht ihn unsicher und verlegen, daß Helga plötzlich so ganz anders zu ihm geworden ist. Früher hat sie manchmal ein Flackern im Blick gehabt und die Augen weggewendet, wenn er sie anlachte, hat eine gewisse Scheu vor seiner Berührung gehabt, ein mädchenhaftes Zurückweichen, das mehr verriet als verbarg. Jetzt aber ist etwas Fräuliches, Mütterliches in ihrem ganzen Verhalten zu ihm. Sie betreibt ihn fast wie ein Kind. Bill wird nicht klug daraus. Hat er ihr etwas getan? Etwas gesagt, das sie verletzt hat? Ganz dunkel erinnert er sich, daß er am letzten Dursttag im Fieber von ihr geträumt hat, heiße, irrsinnige Träume. Vielleicht hat er damals im Fieber etwas gesagt von diesen Träumen. Aber wer wird einem Menschen Worte nachtragen, die im Fieberwahn gesprochen sind?

Es läßt Bill keine Ruhe, er muß herauskriegen, was Helga so verändert hat. Vorsichtig beginnt er, darauf hinzuweisen, spricht von seinem Fieber damals und von dummen Dingen, die er vielleicht im Schlaf gesprochen hat. Helga hört ihm aufmerksam zu und lächelt ein wenig. Nach einer halben Stunde weiß Bill, was Helga so entsetzt hat, daß ihr ganzes Wesen ihm gegenüber wie gewandelt ist: das Bild am Sumpfloch.

Er beißt sich auf die Lippen und denkt nach. War das wirklich so schlimm? Ist's denn ein Wunder, wenn man vor Durst den Verstand verliert, besonders wenn man dazu noch ein Fieber im Körper hat. Die Kameraden finden doch nichts dabei. Kitty, Biddle, Thomas — keiner redet auch nur ein Wort davon, und keiner ist anders ihm gegenüber als sonst.

„Man trinkt in der Wüste aus jedem Sumpf, den man findet“, sagt Bill trozig aus seinen Gedanken heraus. Helga schüttelt still den Kopf.

„Nein, man durstet weiter, bis man reines Wasser hat.“ Dazu gehört seltene Reinheit und seltene Stärke, Helga.

„Nur die Reinheit, die den Schmutz verabscheut. Und nur jene Stärke, die will!“

Eine Weile schweigt Bill. Dann sagt er trozig wie ein Junge: „Die andern sind also besser?“

Helga antwortet nicht gleich. Sie denkt an Kitty und den alten Biddle, die nur durch Thomas' festen Griff vor dem Trinken zurückgehalten wurden, an sich selber, die nur deshalb sich nicht in irrsinnigem Durst zu dem schwarzen Wasser niedergebeugt hat, weil sie zu schwach und elend war, um sich überhaupt zu bewegen. Plötzlich aber kommt ein heller Schein in ihre Augen.

„Thomas Hart war genau so durstig wie wir“, sagt sie leise, mehr zu sich selbst als zu Bill, „und hat doch nicht getrunken.“

Bill läßt sich hintenübersinken auf die alten Wolldecken im Wagen und dreht sich zur Seite. Er weiß Bescheid.

Die afrikanische Sonnenluft täuscht. Die Berge, die gar nicht so weit fernen, wollen nicht näher kommen, obwohl man nun schon zwei Tage auf sie zuhört. Sie sind und bleiben ein lustiges, blaues Gebilde am Horizont.

(Fortsetzung folgt.)

Erkennt
getm. Zei
Kummer
Zusan
Seit 8 Uhr
angeboten
die le
tellen. In der
ng von Anfang
ang; insbeson
nabend mufel
h h u m f h
Bundesdirektor
angegebenen M
en war.
Ben
mit der die Men
Schikanen auf f
um 9 Uhr ov
8 Uhr aben
war aber pünte
Stelle und konn
nach etwa zwei
en Fällen find
verhalten der
der den Wäble
In einer Se
Beginn der
Leben stauisch
die stauisch
öffnet zu ihre
hert hatten,
wohl sie be
innen.
Sie schlugen
Zwei von d
unangenehm
über zum Be
Bezeichnend
emelländischen
nahl auch nur
ein stauischen I
die Blätter
staltung zu die
Ren
In einer He
Bahlen reie
Lange nach
testieren
ale im Mem
ngen, weil die
ihre Stimm
häftsträg
ganzen Tag
nicht besuch
eich einen P
Generalfont
Die stauisch
mentbruch ih
sind dagege
stige sich, daß
Der Herr
Der Gouver
weiter
umzettel fer
einen
Ramen un
Er brauche
zusammenleg
eines Wah
eine Stu
reitigkeiten z
men in Bah
weisen, die a
den Rufen em
Die Signat
die englischen
richte über d
unangenehm
in Berfag
ation des Wa
unangeheuerl
Der Sonder
gegen den
gemeine Ber
meint, sie h
roten Wahlst
Das Synter
werden, die e